

Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung

In Zeiten des Umbruchs, der alle geisteswissenschaftlichen und kulturellen Bereiche erfaßt hat, stellt sich auch für die Mediävistik die Frage nach ihrer Ausrichtung, ihrem Stellenwert und ihren Methoden. Eine von HANS-WERNER GOETZ und JÖRG JARNUT organisierte Tagung des Mediävistenverbandes, des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens (IEMAN) sowie der Universitäten Hamburg und Paderborn, die vom 11. bis zum 13. Oktober in Paderborn stattfand, hatte sich daher zur Aufgabe gestellt, „Rechenschaft über die Situation und die Entwicklung der Mediävistik abzulegen, Standort und Perspektiven der Mittelalterforschung zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu überdenken und über ihre Aktualität in der heutigen Gesellschaft zu reflektieren.“ Zu diesem Zweck diskutierte eine internationale Gruppe von Mediävisten aus fast allen Bereichen der Geisteswissenschaften über die Mediävistik als Wissenschaft in unserer Zeit und über ihren Stellenwert in der Gesellschaft.

In drei Sektionen stellten die Wissenschaftler ihre Thesen in Vorträgen zur Diskussion. Am Ende jeder Sektion stand dann eine Round-Table Diskussion, in der kurze Statements abgegeben und diskutiert wurden.

Das Einleitungsreferat des Präsidenten des Mediävistenverbandes HANS-WERNER GOETZ (Hamburg) machte die Notwendigkeit deutlich, das eigene Fach zu hinterfragen. Die Wissenschaft sei nicht zeitlos, sondern müsse mit der Zeit gehen und offen für alle Fragen sein. Auch seien durch die Überlagerung der Geschichtswissenschaft mit kulturwissenschaftlichen und kulturanthropologischen Interessen neue Perspektiven eröffnet worden. Die Geisteswissenschaften hätten an Ansehen verloren, da sie im Gegensatz zu den Naturwissenschaften keine materiellen Ergebnisse vorweisen könnten. Somit laufe auch die Mediävistik Gefahr, zu einem Orchideenfach zu verkümmern. Daher müsse man Politik und Medien die Relevanz der geisteswissenschaftlichen Fächer als Teil der Kultur und Geschichte vorführen.

In der **1. Sektion** lag der Schwerpunkt auf dem Ländervergleich. Sie stand unter der Überschrift „Nationale Traditionen und Internationale Entwicklungen der Mediävistischen Geschichtswissenschaft“. Die Referenten aus Deutschland, Frankreich, Rußland, den USA, Großbritannien und Italien zogen dabei eine eher negative Bilanz.

Die starke Auswirkung nationaler Entwicklungen auf die Forschung sowie die, trotz gesellschaftlichen Interesses, im Vergleich zu den Naturwissenschaften geringe Bedeutung der Mediävistik in Politik und Medien konstatierte PETER JOHANEK (Münster) für die Mittelalterforschung in *Deutschland nach der „Wende“*. Zwar werde die Lebendigkeit der Forschung durch DFG-Förderung, Sonderforschungsbereiche, Graduiertenkollegs und Tagungen gewährleistet, doch seien auch in diesen Bereichen zunehmend Mittelkürzungen zu verzeichnen. Eine Zäsur stelle die Gründung des Mediävistenverbandes Anfang der 80er Jahre dar, die, durch das Prinzip der Interdisziplinarität verschiedener

Wissenschaftstraditionen, den Aufbau einer bis dahin fehlenden Kommunikationsstruktur angeregt habe. Die um sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze ergänzte Methodenvielfalt habe sich allerdings aktuell in Richtung einer gewissen „Konturenlosigkeit“ um einen festen Kern (Herrschaft/-spraxis) entwickelt. Zudem würden sich der Mediävistik, trotz eines bevorstehenden Generationenwechsels, auch zukünftig die Probleme der Interdisziplinarität, der geeigneten Formen der Historiographie und der Quellenschließung bzw. –edition stellen. Im Hinblick auf die Öffentlichkeit schließlich sei durchaus ein Interesse am Mittelalter zu erkennen, allein an der Vermittlung zwischen Wissenschaft und interessierten Laien mangle es.

Ein recht düsteres Bild der Mittelalterforschung zeichnete ALAIN GUERREAU (Paris) für **Frankreich**, wo 90% der Forschung auf die neuere Geschichte entfielen. Sinkende Studentenzahlen, das Fehlen fachübergreifender Organisationen, sowie, trotz Bedarfs, ein Mangel an (Editions-)Großprojekten seien symptomatisch für einen Attraktivitätsverlust des Mittelalters. Zudem existierten nur wenige überregionale mediävistische Zeitschriften, so daß Artikel und Beiträge zum Mittelalter hauptsächlich in Festschriften und Tagungsbänden erschienen. Mediävistische Arbeiten würden insgesamt kaum kritisch rezensiert, sondern allenfalls in Form von Kurzzusammenfassungen besprochen. Darüber hinaus schrumpfte auch die Gesamtproduktion der französischen Mediävistik seit der Mitte der 80er Jahre stetig, wobei sich die Produktivität der Wissenschaftler meist im Verfassen kleiner Handbücher für Studenten erschöpfe. Auch erfolge eine Arbeit an den Quellen in den Archiven fast gar nicht mehr, obwohl große Teile von ihnen noch gar nicht erforscht seien. Manche Fächer, wie die Mittelalterarchäologie, würden kaum zur Kenntnis genommen. Letztendlich drohe die Mediävistik daher unbemerkt von den Fachhistorikern aus dem öffentlichen Bewußtsein zu schwinden; dies nicht zuletzt auch wegen der zunehmenden Spezialisierung, die publikumswirksame Gesamtentwürfe verhindere. Wünschenswerte Perspektiven seien daher die Nutzung neuer Medien und eine stärkere interdisziplinäre wie internationale Zusammenarbeit.

Probleme gänzlich anderer Natur benannte MICHAEL BOJCOV (Moskau) für **Rußland**. Dort hätten u.a. Mathematiker eine sog. „Neue Chronologie“ entwickelt, die eine explizit politische Botschaft vertrete, indem sie die Geschichte eines russischen Großreiches seit der Antike in den Mittelpunkt der Weltgeschichte stelle. Besorgniserregend sei die Popularität dieser Thesen, die bereits an Provinz-universitäten und Militärakademien gelehrt werde und denen die Historiker nichts entgegensetzen würden. Als kennzeichnend für die russische Mediävistik nannte BOJCOV das Fehlen einer institutionellen Trennung zwischen dem bis 1650 angesetzten Mittelalter und dem allenfalls importierten Konzept der Frühen Neuzeit, sowie eine traditionelle Heterogenität der Forschungsansätze. Die „Umbruchszeit“ habe zudem zahlreiche neue Publikationen hervorgebracht, die sich mit westlichen Konzepten auseinandersetzten. Trotz eines solchen Methodenpluralismus sei das Interesse an entsprechenden Diskussionen aber wieder abgeflaut. Vielmehr beginne man, bedingt durch die Auflösung alter Institutionen, sich auch inhaltlich stärker regional zu orientieren. Insgesamt werde die Geschichte so eher „entwestlicht“ und der russische Sonderweg in all seinen Facetten hervorgehoben.

Einen nationalen und identitätsstiftenden Aspekt konnte PATRICK J. GEARY (Los Angeles), dessen Papier FELICE LIFSHITZ (Miami) vortrug, für die Mediävistik in den **USA** nicht feststellen. Zwar sei das Studium der mittelalterlichen Geschichte in den Vereinigten Staaten sehr beliebt, doch würden nur wenige Mediävisten eine Anstellung außerhalb der Universitäten finden. Auch bestehe kein Interesse an reiner Forschung. Da der Mittelalterforschung zudem nur wenige Publikationsorgane zur Verfügung stünden und die Verlage hauptsächlich marktorientiert arbeiteten, stelle sich die Publikationslage im Vergleich, trotz großer fachlicher Breite arrivierter Reihen, eher schlecht dar. Inhaltlich hätten europäische Forscher zwar immer

einen erkennbaren Einfluß gehabt, allerdings sei zur amerikanischen Mediävistik durch deren komparative Ansätze und die Generalisierung europäischer Geschichte eine Grenze gezogen. Weiterhin finde im Rahmen der in den 60er und 70er Jahren entstandenen *Medieval Studies* ein reger interdisziplinärer Austausch statt, der sich in den Forschungsschwerpunkten „Geschlechterverhältnisse“, „Machtbeziehungen“, „Darstellung von Macht“ etc. deutlich niederschlägt. Institutionell schließlich seien die Mediävisten seit 1925 in der „Medieval Academy“ organisiert und seit 1965 finde jährlich ein großer Kongreß in Kalamazoo statt, letzterer allerdings ohne Qualitätskontrolle.

Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick konstatierte MATTHEW INNES (London) für die Mediävistik in **Großbritannien**, trotz eines längeren Nachwirkens älterer Traditionen, eine Öffnung für neue Ansätze in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So seien eine zunehmende Rezeption französischer Ansätze („history from below“), ein Blickwechsel von „Staat“ auf „Gesellschaft“ („cultural history“) und das Abgehen von einem rein nationalen Blickwinkel zu verzeichnen. Zudem emanzipierten sich immer mehr Universitäten gegenüber den traditionell führenden Forschungsstandorten Oxbridge und London. Auf einen massiven Stellenabbau der achtziger Jahre sei erst in den neunziger Jahren eine Ausweitung der Mediävistik (u.a. Kongreß in Leeds) gefolgt, wobei allerdings, so INNES, häufig die Angst vor „Assessment Committees“ zukunftsorientierte Arbeit verhindere. Inhaltlich dominiere das Frühmittelalter die Forschung, die zunehmend in Kooperation mit Archäologen und Sprachwissenschaftlern erfolge, allerdings auch der Gefahr zu großer Spezialisierung ausgesetzt sei.

CORINNA BOTTIGLIERI (Salerno) berichtete stellvertretend für MASSIMO OLDONI (Rom) aus **Italien** von zahlreichen größeren, an Institutionen (SISMEL etc.) gebundenen Editionsprojekten, die Studien zur Kultur und insbesondere zur Sprache der Quellen nach sich zögen. Unter Ausnutzung aller sich bietenden Medien entstünden so große Text- und Bilddatenbanken sowie Bibliothekskataloge. Diese Editionen würden allerdings nicht im wünschenswerten Umfang ausgenutzt, so daß Bewertung und Interpretation zu gering ausfielen. Auch bestehe leider nur noch wenig Interesse am Frühmittelalter. Vielmehr bilde das Hochmittelalter und hier speziell die Stadtgeschichte den Forschungsschwerpunkt. Negativ sei zudem ein Qualitätsverlust bei den Diskussionen der *Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo* in Spoleto zu verzeichnen.

Die Round-Table-Diskussion zur **Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich** verdeutlichte, daß im Prinzip Konsens darüber herrscht, daß Internationalität einem besseren begrifflichen und methodischen Verständnis der nationalen Historiographien dienen sollte, und parallel zur Entwicklung übergreifender theoretischer Konzeptionen beitragen sollte. Allerdings bestehen weiterhin Unklarheiten über die praktische Umsetzung dieser internationalen Zusammenarbeit.

Die **2. Sektion** schloß sich mit einem Fächervergleich („Disziplinarität und Interdisziplinarität in der heutigen Mediävistik: Moderne Forschungsperspektiven der mediävistischen Fächer“) an den ersten Tag an.

Über die Situation der mittellateinischen Philologie berichtete LARS BOJE MORTENSEN (Bergen) in seinem Vortrag „*The Study of Medieval Latin Literature. An Expanding Field of Little Impact?*“ Nationale Paradigmen, so seine Einschätzung, seien ebenso wie die Orientierung an klassischen Idealen überwunden worden. Neben zahlreichen Neueditionen und Übersetzungen stünden nun vielmehr der kulturelle Kontext der Werke, die Frage nach den

Gründen der Tradierung antiker Texte und die Übertragung lateinischer Texte in eine mündliche Volkssprache im Mittelpunkt. Zu monieren sei allerdings die Geringschätzung des Lateinischen und seines Einflusses auf die Volkssprachen in den Literaturgeschichten, genauso wie die irri- ge Ansicht, die eine Sprache sei sukzessive durch die anderen ersetzt worden. Vielmehr seien ab dem 13. Jahrhundert beide Arten sprachlicher Aufzeichnungen nebeneinander möglich. Im kirchlichen Bereich hätten sich die Volkssprachen z.B. nicht durchsetzen können und auch die Unterrichtssprache der neu entstehenden Universitäten sei das Lateinische gewesen.

HORST WENZEL (Berlin) sprach zu dem Thema „*Germanistische Mediävistik zwischen Textphilologie und Kulturwissenschaft*“ und berichtete von neuen Fragestellungen und Tendenzen, die unter dem Mantel der „Kulturwissenschaften“ Buch- mit Theater- und Editions- wissenschaften zusammenführten. Vermehrt würden Verbindungen von Text, Ton und Bild, Aufführungspraxis und Rituale untersucht. Weiter distanzieren sich die Germanistik von einer rein an der Schrift ausgerichteten Interpretation von Texten und betone stärker die Bedeutung der „poetic performance“, der körperhaften Aktualisierung, die Hörer und Leser anspreche. Entsprechende neue Arbeitsfelder seien die – in Folge des „performative turn“ aufgekommene – Frage nach der Kultur der Aufführung und der Bereich der „new philology“ mit der zentralen Erkenntnis der „Beweglichkeit“ volkssprachlicher Texte. Die Einsicht, daß es nicht einen Urtext gebe, führe auch zu einer Aufwertung bisher vernachlässigter Handschriften. Des weiteren sei eine Auflösung der Zuständigkeitsgrenzen hin zur Kunstgeschichte zu erkennen, in deren Folge die Frage nach der Narrativik der Bilder ebenso diskutiert werde, wie das „Bedürfnis“ der Texte nach Visualisierung („icon-texts“). Schließlich wende sich die germanistische Mediävistik auch einer Mediengeschichte mit einem äußerst weit gefaßten Medienbegriff zu.

Der Überblick über die Tendenzen in der *Kunstgeschichte* von KLAUS KRÜGER (Greifswald) schloß sich nicht an die Ergebnisse von Horst Wenzel an, obwohl auch er die „medienhistorische Ausrichtung“ einer „Bildgeschichte“ beschwor. Die Forschung zu intermedialen Bezügen erläuterte er am Beispiel der frühen italienischen Tafelmalerei. Für nicht- bildliche Gattungen sei die Bildwissenschaft jedoch unangemessen. Durch eine Beschränkung darauf würde die Kunstgeschichte riskieren marginalisiert zu werden.

Probleme und Chancen der *Mittelalterarchäologie* in Großbritannien und Europa vor dem Hintergrund einer interdisziplinären Zusammenarbeit und Forschung im 21. Jahrhundert waren das Thema des Vortrags von GUY HALSALL (London), der kritisch von engstirnigen Forschungsansätzen seiner Landsleute sprach. Inhaltlich sei die Mittelalterarchäologie, nach verspäteter Aufnahme neuer Theorien Anfang der 80er Jahre, in zwei Lager gespalten: eine traditionell ausgerichtete Archäologie, die sich auf empirische Studien und „field work“ berufe und eine stark theoretisch orientierte, „post-prozessuale“ archäologische Forschung, die meist nur schwache Argumente und geliehene Ideen anbieten könne. Letztendlich, so Halsall weiter, blieben jedoch beide Richtungen dem „cultural history paradigm“ verhaftet. Dringend erforderlich sei zudem ein Zusammenwachsen der Disziplinen. Es reiche nicht, daß der Archäologe ausgrabe und der Historiker dann einordne. Auch dürfe nicht länger die Überlegenheit einer Disziplin über die andere postuliert werden. Vielmehr sollten die Fachvertreter zu mehr Offenheit gelangen und eine wertfreie Interdisziplinarität anstreben, die u.a. eine engere internationale Zusammenarbeit und eine bessere historische Ausbildung der (britischen) Archäologen beinhalten müsse.

In seinem Beitrag zur *Anglistik* beklagte WILHELM BUSSE (Düsseldorf) den Niedergang der „älteren“ Anglistik und die Enthistorisierung des Faches seit 1945. Diese zeigten sich auch an den wenigen Lehrstühlen seines Faches an deutschen Universitäten, und seien nicht

zuletzt durch den Aufstieg der Strömungen des „new criticism“ und des „close reading“ bedingt. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, plädierte er für eine radikale Historisierung, eine verstärkt interdisziplinäre Arbeitsweise und die grundsätzliche Offenlegung der den Forschungen zu Grunde liegenden Vorannahmen.

PHILIPP W. ROSEMANN (Dallas), der Aspekte der mittelalterlichen *Philosophiegeschichte* diskutierte, machte deutlich, daß in seinem Falle die Philosophie nur schwer von der Theologie zu trennen sei. Auch die Versuche, philosophische Fragen von historischen zu trennen, zeigten, wie weit entfernt man von einer „ganzheitlichen“ Sichtweise sei. Erst in den späten 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts habe in seinem Fach ein Umdenken begonnen. Insgesamt beleuchteten interkulturelle Aspekte nicht Einzelwahrheiten, sondern intellektuelle Praktiken der jeweiligen Zeit. Neue Formen der Textlektüre müßten zwischen diesen Praktiken und der eigenen Subjektivität vermitteln.

JOHANNES KODER (Wien) verdeutlichte, wie schwer sich die *Byzantinistik* – Philologie und Geschichtswissenschaft zugleich – in der Universitätslandschaft behaupten könne. Die wenigen Standorte seien meist auch noch von Einsparungen betroffen. Gleichzeitig jedoch sei die Präsenz der Byzantinistik als kulturräumliche Bewußtseinsweiterung zeitgemäß und könne zur Völkerverständigung beitragen. Nicht zuletzt aufgrund der Beschäftigung seines Faches mit der Geschichte von Islam und Judentum erscheine es sinnvoll, die Byzantinistik auch in die Lehrer-ausbildung einzubinden.

OLIVER HUCK (Florenz) stellte für die *Musikwissenschaft* fest, daß sein Fach an deutschen Universitäten kaum eine Rolle spiele, während z.B. in der Schweiz musikwissenschaftliche Anliegen ernst genommen würden. Die „new musicology“ schließe unter dem Einfluß der kulturgeschichtlichen Fragestellung Kategorien wie „Schrift“, „Zeit“ und „Raum“ als Grundlagen der Musikwissenschaft mit ein. Leider stehe bei den aktuellen Debatten nicht die Musik, sondern ausschließlich die Theorie im Mittelpunkt. Huck plädierte deshalb für noch zu schreibende Geschichten der Notation, des Komponierens und der „Musik“. Außerdem müsse die Frage nach den Auswirkungen der historischen Aufführungspraxis auf die Erforschung der Musiktheorie des Mittelalters gestellt werden.

Die Round-Table-Diskussion zum Thema *Diskrepanzen und Gemeinsamkeiten in der internationalen und interdisziplinären Mediävistik* befaßte sich vor dem Hintergrund einer offensichtlichen Heterogenität der mediävistischen Disziplinen zunächst mit der – insbesondere in den Vereinigten Staaten üblichen – Praxis, fächerübergreifend zu lehren (Medieval Studies). Ob es für die europäische Mediävistik allerdings tatsächlich als Fluch des 19. Jahrhunderts anzusehen sei, in Spezialdisziplinen tätig zu sein, wurde von unterschiedlicher Seite bezweifelt und statt dessen dazu ermutigt, in der „Heterogenität [...] auch eine große Chance“ zu sehen.

Im Rahmen eines öffentlichen Abendvortrags sprach OTTO GERHARD OEXLE (Göttingen) zu dem Thema *Mittelalterforschung in der sich ständig wandelnden Moderne*. Er forderte seine Kollegen auf, sich als „disziplinäre Grenzgänger“ zu verstehen, die nicht „inter-“, sondern „transdisziplinär“ arbeiteten. Ansätze wie die Komparatistik sehe er als wissenschaftspolitische Notwendigkeit, ebenso wie die Einbeziehung der Herangehensweisen und Ergebnisse der Naturwissenschaften. Als Maxime mediävistischen Forschens definierte er „dem Vergessen kleinste Teile [zu] entziehen und diachrone Tiefenschärfe zu gewinnen“.

Die **3. Sektion** „Mediävistik als Kulturwissenschaft?“ richtete den Blick stärker auf theoretische Aspekte der Mittelalterforschung. Als neue Ansätze und Themen wurden u.a. die Historische Anthropologie, Geschlechter- und Mediengeschichte behandelt.

LUDOLF KUCHENBUCH (Hagen) beschrieb in seinem Statement zur *Mediävistik als historischer Anthropologie* deren derzeitigen Zustand zunächst mit der Metapher des „Gemischtwarenladens“. Zum einen sei die Anthropologie durch Themenfelder, Rahmen und Disziplinen klar umgrenzt. Andererseits gebe es aber von Seiten der mediävistischen Forschung zu wenige Versuche der Annäherung. Spezifische Einzelleistungen wie die Arbeiten von Borst und Gurjewitsch – die z.T. auch die Frühe Neuzeit mit einbeziehen – seien zwar zu würdigen, aber nicht Teil einer ganzheitlichen Methodik. Trotz der diffusen Selbstzuschreibungen ließe sich eine grobe Einteilung in Mikro-, Meso- und Makrogeschichte vornehmen. Nötig geworden sei die (historische) Anthropologie, die den Vergleich zwischen heutigem Menschenentwurf und mittelalterlichem „homo christianus“ anstrebe, laut Kuchenbauch auf Grund der „Dehumanisierungsformen der Moderne“.

Mediävistik als Geschlechtergeschichte ist – folgt man FELICE LIFSHITZ (Miami) – bisher nur im englischsprachigen Raum wirklich etabliert. Die Erforschung der Geschlechterverhältnisse werde durch den „Willen“ zu einem anderen Blick auf die vorhandenen Quellen und zur Erschließung neuer Quellen bestimmt. Die Pluralität der Einstellung der mittelalterlichen Menschen sei eine häufig noch vernachlässigte Grundannahme. Über Modelle wie das „multi-gender“-Konzept gerieten auch Bereiche wie „Sklaverei“, „Macht“ etc. in das Blickfeld der Forschung. Epochengrenzen und ähnliche Konzepte würden von der Geschlechtergeschichte grundsätzlich in Frage gestellt. Erfolgreich sei darauf hingearbeitet worden, daß die unterschiedlichen männlichen und weiblichen Erfahrungen, die oft unterdrückt worden seien, in ihrer Differenz wahrgenommen würden und dazu beitragen, die „Selbsttäuschung der Moderne“ über die totale Alterität des Mittelalters aufzudecken.

Als „indirektes Experiment“ bezeichnete MICHAEL BORGOLTE (Berlin) die *Mediävistik als vergleichende Geschichte Europas*; der subjektive Faktor sei zwar nicht auszuschalten, doch biete sich der komparativen Methode – die im übrigen in der Mediävistik schon häufig praktiziert wird – die Möglichkeit, ohne ideologische Implikationen zu arbeiten (die Annahme „Abendland = Europa“ müsse abgelegt werden). Er betonte, daß nur im Vergleich die Erkenntnis der Eigenart offensichtlich werde. Doch fehle es im Bereich der Mittelalterforschung noch an einer Ver-ständigung über theoretische Grundfragen und Wertvorstellungen, von denen ausgehend dann eine vergleichende europäische Geschichte möglich wäre, die sich wieder verstärkt am Konzept einer Universalgeschichte (im Sinne eines Neben-einanders vieler Geschichten) orientiere. Auch sollten Historiker sich nicht als Ideologen mißbrauchen lassen. Ihre Aufgabe sei nicht affirmativ, sondern kommen-tierend Stellung zu nehmen und so einen wichtigen Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft zu leisten.

Nachdem sich die Forschungen zu mittelalterlichen *Handschriften und Schriftkultur* seit dem 19. Jh. immer weiter ausdifferenziert hatten, setzte ab den 1960er Jahren eine Beschäftigung mit sozialgeschichtlichen Fragen ein. Aktuelle Herangehensweisen beschäftigen sich laut MARCO MOSTERT (Utrecht) mit den intellektuellen Zentren, die ab dem 13. Jh. neue Formen des Layouts, der Leseführung etc. entwickeln, sowie mit Sprach- und Zeichenforschung. Wenn auch die mittelalterliche Handschrift zunehmend als „metatheoretisches Objekt“ gesehen werde, so sei Grundlagenarbeit der „alten Schule“ nach wie vor unerläßlich.

Der Frage *Mittelalter — eine orale Gesellschaft?* ging DENNIS H. GREEN (Cambridge) nach. Mit H. Vollrath sprach er von einer „illiterat-literat“ Mischkultur des Mittelalters, die sowohl die primäre als auch die sekundäre Mündlichkeit gekannt habe, aber keineswegs als ausschließlich orale Kultur bezeichnet werden könne. Man gehe – insbesondere bei der Erforschung der monastischen Kultur – von einer ständigen Interaktion zwischen akustischer und visueller Wahrnehmung aus. Die Grenzen zwischen „Lesen“ und „(Zu)Hören“ würden mit dem zunehmenden Einfluß der Volkssprachen verschwimmen; für das späte Mittelalter gestehe man dementsprechend Laien wie Klerikern eine praktische Lesefähigkeit zu. Von den Autoren würden die beiden Rezeptionsweisen des Lesens und Zuhörens ohnehin erst ab etwa 1200 unterschieden.

Die Forschungen zur *Kommunikation im Mittelalter* erklärte ERNST BREMER (Paderborn) mit einem Beispiel aus dem späten Mittelalter bzw. dem Epochenwechsel. Als dessen wichtigstes Kriterium werde die Erfindung des Buchdrucks angesehen. Dieser „Medienwechsel“ gelte als „Schlüsseltechnologie“, die von den Zeitgenossen sehr positiv aufgenommen worden sei und eine baldige – qualitative – Aufspaltung der Produktion bedingt habe. Er formulierte drei Thesen. Zum einen habe ein Übergang von einer audio-taktilen zu einer visuellen Gesellschaft stattgefunden. Des Weiteren könne man auf der medientheoretischen Ebene den Massen-Buchdruck mit den Speichermedien der heutigen Zeit parallelisieren. Schließlich gebe es zeitunabhängige Wahrnehmungsmuster, die aus den Medien erklärbar seien, deren Funktionsbestimmung wiederum aus der Interaktion mit dem Rezipienten entstünden. Insgesamt sei also auch in der Kommunikationswissenschaft und Mediengeschichte die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise inzwischen wichtiger als die technik-geschichtliche.

WOLFGANG ERNST (Weimar) versuchte in seinem Vortrag „*Medien'' im Mittelalter?* eine neue Begriffsbestimmung und wollte das Medienzeitalter erst mit dem Buchdruck beginnen lassen. Denn nach den Maßstäben einer „wohldefinierten Medienwissenschaft“, nach denen ein Medium Daten speichern, weitergeben und berechnen können müsse, habe es im Mittelalter gar keine Medien gegeben. Zugleich warnte Ernst davor, die „Renaissance der mittelalterlichen Kommunikationsstrukturen“ unkritisch zu feiern und forderte, daß die Differenzen stärker thematisiert werden müßten. Anstatt von „Medien des Mittelalters“ zu sprechen, bot er die Verwendung des Begriffes der „Kulturtechnik“ an, um somit eine klare Unterscheidung zwischen der Multisensualität des Mittelalters und der Standardisierung, die mit dem Buchdruck vor dem Hintergrund einer Reproduzierbarkeit gegeben sei, zu erreichen.

Die Anfänge des Mittelalters — alte Probleme, neue Perspektiven rückte WALTER POHL (Wien) in den Mittelpunkt des Interesses. Aktuell wende man sich vom Denken in Dichotomien ab und mehr dem Spannungsverhältnis zwischen Rom und den Barbaren zu. Auch in der germanischen Welt würden Transformationsprozesse ausgemacht und die Erkenntnis, daß Völkernamen, Identitäten und Einheiten nicht das Gleiche seien, scheine sich durchgesetzt zu haben. Zudem werde das Verhältnis von Text(en) und Identität(en) untersucht. Weiter legte POHL verschiedene Möglichkeiten der Epochengrenzen dar, die den Einschnitt zwischen Spätantike und Frühmittelalter nachvollziehbar machen würden.

REINHARD HÄRTEL (Graz) fragte: *Sind Historische Hilfswissenschaften noch zeitgemäß?* Er beklagte insbesondere, daß die Offenheit und Heterogenität der Disziplin(en) nicht wahrgenommen werde. Historische Hilfswissenschaften böten der Mediävistik nicht nur solide Grundlagen, sondern auch neuere und neueste Forschungen. Innerhalb der Hilfswissenschaften gebe es keine „Generalisten“ (mehr) und auch keine gemeinsamen Organe und Veröffentlichungen. Das Verhältnis der Hilfswissenschaften zu den Quellenkunden, die ihnen eigentlich angehörten, müsse neu geklärt werden, nach modernistischer Definition würden sie

von den Hilfswissenschaften abgetrennt. Abschließend erklärt Härtel die Hilfswissenschaften trotz eines eher selektiven Interesses seitens der Studierenden für sehr wohl zeitgemäß. Ihr klassischer Kanon jedoch sei nicht mehr gültig. Trotzdem habe sein Fach nach wie vor bei der Besetzung von Lehrstühlen mit dem Image zu kämpfen, nur „Werkzeug des Historikers“ zu sein.

FRANK REXROTH (Göttingen) befaßte sich mit dem Thema *Mittelalterlicher Ritualismus — ein neues Paradigma in der Mediävistik?* Fragen nach Ritualen und Gesten seien nicht neu, aber von nun an nicht mehr allein von der historisch ausgerichteten Ritualforschung zu beantworten, sondern müßten eine transdisziplinäre Lösungsstrategie unter Einbeziehung beispielsweise ethnologischer Ansätze zulassen. Die Beschränkung auf den Text und die funktionalen Bestrebungen bei der Deutung von Ritualen seien aufzugeben. Auch müsse die Ritualforschung von reinen Beobachtungen zu Interpretationen der zeitgenössischen Bedeutungen gelangen. In der Forschung stünden für das Früh- und Hochmittelalter insbesondere Fragen nach den politischen Ritualen im Vordergrund, für das Spätmittelalter werde auch nach städtischen und höfischen Ritualen gefragt.

ERNST SCHUBERT (Göttingen) erkundete *Das Interesse an Außenseitern und Fremden* in der med. Forschung. Beide Gruppen seien gegeneinander abzugrenzen, gemeinsam sei ihnen nur die (relative) soziale Schwäche. Vor allem durch die Namengebung drücke sich die Achtung bzw. Mißachtung der Gesellschaft gegenüber einem Außenseiter aus. Der Begriff „Außenseiter“ sei zwar modern, doch erscheine er der Forschung neutraler und treffender als die verschiedenen Quellenbegriffe. Trotz ihrer gesellschaftlichen Bedeutung tauchten Außenseiter in Urkunden nicht auf, man müsse auf andere Quellen zurückgreifen. Ein großer Teil der Kultur z.B. der Spielleute sei nicht überliefert und rekonstruierbar, da nur die „hohe Kunst“ überliefert worden sei bzw. als überlieferungswürdig gegolten habe. Ein klares Bekenntnis zum eigenen „Nichtwissen und Nichtwissen-Können“ fordere dann zu Reaktionen heraus und verhindere Generalisierung. Zudem sei bei der Darstellung Phantasie gefragt, die sich immer wieder durch „kleine Funde“ korrigieren ließe.

Nur im Rahmen der Mentalitätsgeschichte hätten *Eros and Clio (Emotional Paradigms in Medieval Historiography)* bisher ihren Platz gefunden, so BARBARA H. ROSENWEIN (Chicago), doch sei hier nur implizit und unreflektiert mit Emotionen argumentiert worden (z.B. Gefühle als Ergebnis schwieriger Lebensbedingungen; Studien zur Religiosität). Zudem sei die Forschung von einem Konzept der Emotionalität ausgegangen, das Gefühle als irrational betrachtet habe und meinte sie seien unterdrückt worden. Es sei nicht ausreichend zwischen verschiedenen Formen eines Gefühls differenziert, sondern Menschen des Mittelalters in bezug auf ihre Gefühlswelt eher wie Kinder behandelt worden. Moderne Konzepte dagegen sähen Gefühle als essentiell für rationales Handeln an; die angelsächsische Rechtsgeschichte habe die moderne Emotionalitätsgeschichte schon vorweggenommen. Erst seit wenigen Jahren entstünden Arbeiten, denen das moderne Emotionalitätskonzept zu Grunde liege. Schließlich machte ROSENWEIN darauf aufmerksam, daß der Aspekt der Psychologie bisher in der Mediävistik komplett vernachlässigt worden sei. Sie vertrete jedoch einen ganzheitlichen Ansatz, der solche Fragen einbeziehe.

Für einen für das Mittelalter so charakteristischen und international gut etablierten Bereich – das Mönchtum – stellte sich die Frage *Comment écrire une nouvelle histoire du monachisme?* ANNE-MARIE HELVÉTIUS (Boulogne-sur-Mer) beantwortete sie zunächst mit der klaren Forderung nach Interdisziplinarität, die angesichts der vielfältigen Quellen, die das Mönchtum hervorgebracht habe, notwendig sei. Bis 1960 habe man geglaubt, das Mönchtum vor allem auf der Basis normativer Quellen gut erforscht zu haben, doch wandte man sich dann der Praxis und

neuen vielfältigeren Herangehensweisen zu, so daß gegenwärtig ob der zahlreichen Einzeldebatten der Eindruck einer gewissen Konfusion entstände und zahlreiche Sicherheiten verloren seien; eine neue umfassende Geschichte des Mönchtums erscheine nicht möglich. Dennoch gebe es einige methodische Vorschläge: Nationale, zeitliche und disziplinäre Grenzen seien aufzuheben. Die Betrachtung der Norm, der Ideale sollte hinter die Beschäftigung mit der Realität, der Praxis zurücktreten, die Vielfalt der möglichen Formen müsse betont werden.

Die abschließende Round-Table-Diskussion *Perspektivenwandel in der Mediävistik des 21. Jahrhunderts – Mediävistik als Kulturwissenschaft?* machte noch einmal deutlich, mit welchen Problemen die Mediävistik zu kämpfen hat und wie wichtig der Dialog unter den einzelnen Disziplinen ist. Es herrschte Konsens darüber, daß eher von Kultur- denn von Geisteswissenschaften gesprochen werden sollte. Der Mediävistik ist es bisher nicht hinreichend gelungen, der Öffentlichkeit ihre Relevanz deutlich zu machen, obwohl dort durchaus Interesse an mittelalterlichen Themen besteht. Einig war sich das Plenum ebenfalls darin, daß man sich neuen Denkmodellen nicht verschließen dürfe, sie allerdings auch kritisch hinterfragen müsse.

Tagungsband: Hans-Werner Goetz / Jörg Jarnut (Hg), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung*. 2003 (in Druckvorbereitung)

Anja Lutz M. A. (Hamburg)

Simon Elling (Hamburg)

Gaby Lindenmann M. A. (Paderborn/Hamburg)

Ansgar Köb M. A. (Paderborn)